

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 250.

Montag, 21. September.

1931.

## Die rosa Muschel / Roman von Brünhilde Hofmann.

(19. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Molitor sitzt in der Halle und raucht. Er bemerkt Juliane und Dr. de Hemptin nicht, die aus dem Speisesaal kommen, um nach oben zu gehen.

Juliane bleibt stehen. „Das ist Molitor — da drüben!“ sagt sie zu ihrem Onkel. „Soll ich dich mit ihm bekannt machen, Eugen?“

„Natürlich, gern.“

Juliane geht auf den Farmer zu. „Herr Molitor“, sagt sie beiführend, als er ihr sein etwas geistesabwesendes und bedrücktes Gesicht zuwendet, „mein Onkel möchte gern Ihre Bekanntschaft machen. Sie haben ja beide durch mich schon voneinander gehört.“

Molitor steht Hemptin gegenüber. Diesmal lächelt Hemptin in der Tat; zwar etwas besangen, aber sehr verbindlich. „Ihr Fräulein Braut war meine Mitarbeiterin. Was macht sie denn? Wohnt auch hier im Hotel, hörte ich?“

„Es geht ihr leider nicht gut. Sie mußte sich gleich hinlegen.“

„Ach?“ macht Juliane beunruhigt. „Was fehlt ihr denn? Soll ich mal nach ihr sehen? Mitunter kann man mit einer Kleinigkeit abhelfen.“ Sie sieht Hemptin an.

„Ich gehe mal 'rauf. Bleibst du da?“

„Ich möchte Ihnen ganz gern ein bißchen meine Gesellschaft ausdrängen“, wendet sich Hemptin an seinen neuen Bekannten. „Trinken wir einen Whisky-Soda?“

Molitor stimmt zu. Es kommt ihm zum Bewußtsein, daß er Durst hat und daß es wohlthuend wäre, mit Jnes' früherem Chef über gleichgültige Dinge zu reden.

Diese Absicht liegt indessen bei Hemptin aus bestimmten Gründen nicht vor. Vielmehr wird er beiläufig die Fühler austrecken. Es werden doch auch in diesem Erdteil vorjüngstliche Reptilien ausgegraben worden sein? Nun also! Einem Advokaten von einiger Gewandtheit kann es nicht schwerfallen, sich über die Brücke versteinelter Eichen zu den Terrain Spekulationen der Standard-Company hinzufinden. —

„Herein!“ Jnes richtet sich im Bett auf. „Ach, Gott — Sie sind es, Fräulein ter Steegen? Ich dachte, es wäre das Zimmermädchen. Entschuldigen Sie, bitte!“ Jedes Wort verflüchtete Abwehr.

Juliane setzt sich auf den Bettrand, weil auf dem Stuhl daneben abgeworfene Kleidungsstücke wirr durcheinanderliegen. „Ja, Fräulein Discaill. Ich wollte mich doch mal nach Ihnen umsehen. Herr Molitor sagte mir, Sie fühlen sich nicht gut.“

Jnes sieht die Besucherin forschend an; ihre Augen haben ein unstetes, fiebriges Licht. „Sie kennen Herrn Molitor?“

„Wir wohnen seit einiger Zeit hier im Hotel.“

Jnes fährt mechanisch durch das zerwühlte Haar. Halb abgewandt, stützt sie den Kopf in die Hand und verliert sich in das Muster des Bettvorlegers. Trotz der drückenden Schwüle laufen Frostschauer über ihre Schultern.

„Sie sollten Aspirin nehmen!“ rät Juliane, die das beobachtet. „Ich glaube, Sie haben Fieber.“

Jnes schüttelt den Kopf. „Höchstens bitte ich um ein Schlafmittel.“

„Nein — das nicht!“ sagt Juliane mit Bestimmtheit. „Allenfalls Brom. Das lasse ich Ihnen gern her-

ausschicken. Kann ich sonst noch etwas für Sie tun, Fräulein Discaill?“

Es kommt die matte Entgegnung: „Sehr freundlich von Ihnen . . . Vielen Dank! Ich brauche nichts.“

Da ist also wenig zu machen. Juliane steht auf.

Im selben Moment wendet Jnes ihr voll das Gesicht zu: „Hat Herr Dr. de Hemptin mit Ihnen über mich gesprochen?“

„Wieso?“ fragt Juliane überrascht. „Nein. Was meinen Sie damit?“

„Dann wird er es noch tun. Es geht auch Sie an.“ Nachdenklich geht Juliane auf ihr Zimmer. Die Luft ist drückend, wie mit Elektrizität geladen. Der Himmel hat schweißgelbe Färbung angenommen, mit lastenden bleigrauen Wollenbänken, die sich langsam über die Dächer heranschieben. Man kann kaum noch atmen, ob die Fenster auf sind oder nicht. Clever hat sich unters Bett verkrochen, zitternd, mit gesträubtem Nackenfell und heraushängender Zunge.

Später kommt Hemptin herauf. Juliane hat es erwartet. Er läßt sich matt in einen Sessel fallen. „Fürchterlich!“ seufzt er resigniert und wischt sich mit dem Taschentuch das Gesicht ab. „Ich werde in diesem Lande nicht lange leben.“

„Ich auch nicht“, meint Juliane, die am Fenster lehnt.

„So — also nicht? Na . . .“ Hemptin sieht sich nach ihr um, aber er kann nur ziemlich weichenlose Konturen erkennen. „Ich könnte dir auch nicht raten. Offen gestanden. Nein . . . Sie haben den anscheinend grundständigen Molitor reingelegt. Meiner Auffassung nach gründlich. Und mit sehr schädlichen Mitteln. Um nicht zu sagen: gemein — so was!“

Juliane hat sich von ihrem Platz am Fenster entfernt und steht jetzt vor ihm. „Madenzie?“ fragt sie schnell, aber leise. „Witry? Jnes Discaill? Was hat sie dir gesagt, Eugen? Sie machte aus mich einen sonderbaren Eindruck. Sie meinte, du würdest noch mit mir sprechen — es ginge auch mich an . . .“

Hemptin versucht, im Halbdunkel zu erkennen, ob seine Manschettenknöpfe auch richtig sitzen, dreht die in Gold gefaßten Stabäben zwischen den Fingern und erwidert dann: „Wenn sie das gesagt hat — gut! Unserer hat ja so etwas wie berufliche Schweigepflicht — verstehst du? Auch gegen Verwandte. Na schön — hör zu! Ich hätte die ganze Sache sonst am anderen Ende angefaßt. Ist aber einfacher so. Es hat sich da an Bord einiges getan. Oder eigentlich: Es war schon alles geschehen. Leider. Molitor tut mir leid. Die Jnes — na — schließlich auch . . .“

Hemptins Bericht ist knapp. Verbrämt von einigen jaloppen Redensarten, die abschwächen sollen, für Julianes Ohr aber unterstreichen.

Es ist völlig dunkel geworden. Die Nacht hängt schwarz und sternenlos vorm Fenster, wie ein dicker Vorhang, der die Luft wegnimmt. Schweigen. Endlich fragt Juliane: „Und Molitor? Hast du ihm etwas davon gesagt?“

„Ausgeschlossen! Nein — ich habe ihn verschiedenes gefragt. Geschäftlicher Art. Das andere? Nein — geht mich nichts an. Damit muß er eben fertig werden!“

„Stelle es dir nur einmal genau vor, Eugen!“  
„Tu' ich. Aber was nützt das? Es ist nun mal geschehen.“

„Nein!“ sagt Juliane nach kurzem Schweigen. „Es muß etwas geschehen! Madenzie muß ihm das Terrain zurückgeben! Ich bin mir noch nicht klar, wie wir es machen können. Du mußt mir helfen, Eugen! Willst du? Gehst du eventuell mit zu Madenzie? Es muß vor der Generalversammlung sein. Die ist übermorgen.“

„Denkst du, ich ließe dich allein gehen? Übermorgen? Aha!“

„Vielen Dank, Eugen!“

Hempton steht auf und tastet sich zur Tür. Es scheint, als habe er damit das ferne Grollen ersten Donners ausgelöst. Clever jault unter dem Bett auf. Juliane schaltet das Licht ein. Draußen stürzt kataraktartiger Regen nieder.

„Hast du Angst?“ fragt Hempton, die Klinken schon in der Hand.

Juliane ist bleich; ihre Augen sehen unnatürlich groß und fast schwarz aus. Sie schüttelt den Kopf. „Vor dem Gewitter! Nein — im Gegenteil: Es ist wie eine Erlösung. Wirst du schlafen können?“

„Ich bin todmüde. Also — gute Nacht, July!“

Als er die Tür hinter sich geschlossen hat, tritt Juliane ans Fenster. Clever kommt vorsichtig unterm Bett hervorgekrochen, fährt aber bei dem ersten Blick wieder zurück. Juliane sieht hinaus und rührt sich nicht.

\*

Madenzie stapft im Herrenzimmer von Wattle-Monkton hin und her, die halb verkaute Zigarre im Mundwinkel. „Sie sind total irrsinnig, Bitry! Europa ist Ihnen nicht bekommen.“

Bitry, der in einem der Kolossalessel aus schwarzem Eisenholz sitzt, erwidert verstoßt: „Ich bin Europäer, Mr. Madenzie. War mal österreichischer Offizier. Vielleicht erinnern Sie sich? Ich verzichte auf meine Provision. Ich will mit der Sache nichts mehr zu tun haben. Sehe meiner fristlosen Entlassung mit Ruhe entgegen — bitt' sogar darum. Ich habe mich entschlossen, für den erkrankten Flugzeugbeobachter Willburg einzuspringen und mit meinem ehemaligen Kameraden, Baron Kroll, nächste Woche von Melbourne aus zum Europaflug zu starten.“

Madenzie ist mitten im Zimmer stehengeblieben. Er sieht Bitry halb neugierig, halb mitleidig an. Der hat seine Stiefelspitzen ins Auge gefaßt und schweigt ebenfalls. Nach einer Weile sagt Madenzie: „Allright!“ Macht kurz kehrt, geht zum Schreibtisch und läßt sich dort nieder.

Bitry erhebt sich. „Sie haben wohl nichts dagegen, wenn ich mich verabschiede, Mr. Madenzie? Ich spreche Ihnen meinen Dank aus für Ihr Entgegenkommen.“

„Never mind! Ich bin einverstanden. Kann Sie auch nicht mehr brauchen. Habe nicht die Absicht, mich zu ruinieren. Wenn Sie das tun wollen — verr'n well! Ihre Sache. Sie verzichten auf die Provision? Was soll damit geschehen? Ich habe schon Auftrag gegeben, sie auf Ihr Konto zu überweisen. Geschäft ist Geschäft. Ich will von Ihnen nichts geschenkt haben.“

Bitry überlegt einen Augenblick. „Bieten Sie das Geld in meinem Namen Fräulein Discail an! Ich nehme an, daß sie sich an Sie wenden wird.“

„Schön“, sagt Madenzie. „Es sind zweihundertfünfzig Pfund, die Sie da verschenken, mein Prinz. Aber das geht mich nichts an. Weiß Dr. de Hempton etwas über diese Sache?“

„Möglich, daß Fräulein Discail mit ihm darüber gesprochen hat. Sogar wahrscheinlich.“

Madenzie hockt breitbeinig da, die lantige Stirn in schweren Falten, und spielt mit dem Papiermesser. „Konstulter Steegen ist also einverstanden, wenn seine Tochter will?“

„Sawohl; so sagte er.“

Madenzie legt das Papiermesser weg und steht auf. „Sie reisen heute abend noch?“

„Ich fahre nach Port Adelaide zurück, wo ich mit Herrn von Kroll zusammentreffe. Wir benutzen von dort gemeinsam den Dampfer nach Melbourne.“

„Sie werden sich vorher nicht mehr mit Molitor in Verbindung setzen?“

„Ich hatte daran gedacht, ehrlich gesagt. Aber die Rücksicht auf Fräulein Discail und Sie verbietet es wohl.“

Die beiden Männer stehen einander gegenüber und sehen sich in die Augen.

„Also: Good bye, Prinz Bitry!“ Madenzie reicht seinem Sekretär zum Abschied die Hand.

„Leben Sie wohl, Mr. Madenzie! Ich bin der Überzeugung, Sie werden sich auch ohne mich zu helfen wissen.“

Das Gewitter hatte sich in der Nacht mit elementarer Gewalt ausgetobt. Der Morgen ist von kristallener Klarheit und Frische. Die Straßen und Häuser sind wie abgewaschen; auch die Palmen, diese orientalischen Merkmale des Stadtbildes, haben ihre Staubkruste verloren. Von der Hotelterrasse aus, auf der Juliane und Hempton beim Frühstück sitzen, wirkt das Ganze wie eine frisch gestrichene Szenerie.

Molitor kommt aus dem Portal; anscheinend will er fortgehen. Als er die beiden bemerkt, grüßt er, zögert, tritt dann aber näher.

„Sie sehen heute schon wesentlich menschlicher aus“, findet Juliane. „Sie haben schon gefrühstückt? Wohin wollen Sie denn so früh, Herr Molitor?“

„Ja — ich wollte —“ Er verstummt und setzt sich, legt den Hut auf den Stuhl und streicht mit der Hand über Stirn und Haar. „Sie waren doch gestern abend bei Fräulein Discail?“ wendet er sich an Juliane. „Wie ging es ihr? Hat sie Ihnen gesagt — ich meine: sonst irgend etwas gesagt?“

„Haben Sie sie noch nicht gesprochen?“

„Nein“, antwortet Molitor leise. „Sie hatten ihr doch noch Aspirin heraufgeschickt oder Brom?“

„Ja — hat sie es nicht genommen?“ fragt Juliane ziemlich sinnlos. Ihr Herz schlägt schnell und ängstlich. Sie weiß selbst nicht, was sie eigentlich fürchtet.

„Ich weiß es nicht. Ich wollte gestern abend nicht mehr stören. Während des Unwetters ging ich mal rüber. Sie fürchtet Gewitter sehr. Es brannte noch Licht. Aber ich bekam keine Antwort. Vielleicht schlief sie doch. Ich habe nur leise geklopft. Die Tür war verschlossen.“

„Na — und heute morgen?“, fragt Hempton beiläufig. „Schläft sie noch?“ Juliane entgeht der Aufmerksamkeit aber nicht.

„Sie ist fort!“

„Fort? Ausgegangen? Jetzt schon?“ Juliane kann das läche Erschrecken nun doch nicht verbergen.

„Nein — das nicht. Sie hat das Hotel verlassen. Mit Gepäck. Als ich heute morgen früh durch den Korridor kam, stand die Tür auf. Das Zimmer war leer.“

Juliane flüchtet aus diesem ratlos fragenden Blick zu Clever, den sie auf den Schoß nimmt. Also das war es! Und er wußte von nichts! Muß man ihm nicht die Wahrheit sagen? Aber sie kann es nicht.

Hempton greift ein: „Hat Sie Ihnen eine Nachricht hinterlassen?“

„Kein Wort.“

„Hm . . . Und Sie haben keine Ahnung, was Ihre Braut veranlassen konnte, stillschweigend zu verschwinden?“

Molitor schüttelt langsam den Kopf.

Juliane steht auf und geht zur Tür, die in die Halle führt. Ohne ein Wort. Sie kann es nicht mehr ertragen. Der kleine Terrier trottet hinterher. Er ist für bedrückte Stimmungen mit jener Feinfühligkeit empfänglich, die Tiere vielfach vor den Menschen voraushaben.

(Fortsetzung folgt.)

# Die Rache der Feodora Allestrandowska.

Stizze von Bruno E. Reiningen.

Lange Zeit hatte das kleine, unscheinbare Haus unbewohnt dagelegen. Tief duckte es sich zwischen den Bäumen und dem wuchernden Strauchwerk des verwilderten Gartens. Am Ende der Straße, die nach Clermont führte, lag es durch Gärten und Felder von Beauvais getrennt.

Jetzt sollte es neue Bewohner bekommen. Ein älterer Mann, dessen Sprache den harten russischen Tonfall nicht verleugnete, hatte es für einen niedrigen Preis erworben, es instand setzen und mit bescheidenem Hausrat ausstatten lassen. Eines Tages kam er mit einer schwarz gekleideten, tief verschleierten Dame in einem großen Kraftwagen vorgefahren. Einige Gepäckstücke wurden ins Haus geschafft. Das war alles, was die neugierigen Bewohner der kleinen nordfranzösischen Stadt erfahren hatten. Man wußte nicht, ob die Dame alt oder jung war. In der Stadt sah man sie nie.

In jeder Woche einmal erhielt sie den Besuch eines hochgewachsenen Herrn in mittleren Jahren von vornehmerm Aussehen. Er kam meist gegen Abend und fuhr nach einigen Stunden wieder davon. Hin und wieder begleitete ihn die einsame Bewohnerin, um erst am anderen Tage zurückzukehren. Vermutungen tauchten auf. Man tuschelte von einer hochgestellten Persönlichkeit und seiner heimlichen Geliebten. Aber schließlich verstummten diese Gerüchte.

Gregorewitsch Kollontow, Sekretär der russischen Handelsdelegation, saß in seiner eleganten Pariser Junggesellenwohnung. Auf einen verantwortungsvollen Posten hatte ihn die Sowjetregierung gestellt. Sein Amt als bescheidener Sekretär war nur eine Maske, hinter der sich ein mächtiger Oberkommissar des Moskauer politischen Büros verbarg. Doch das wußte nur Basilio Kurin, der Leiter der Delegation. So stand er auf vorgeschobenem Posten, um auch Frankreich für die Weltrevolution vorzubereiten. Es war zu verstehen, daß er neben der harten Arbeit Hefekreuzung suchte, und die boten das Pariser Leben und die Pariser Frauen reichlich. Bis er eines Abends in der Gesellschaft Maruscha Ossiff sah. Das war Rasse. Schlante, marmorblasser Glieder. Ein schmales, vornehmes Gesicht mit kühlen grauen Augen, in deren Tiefe ein verhaltenes Feuer glimmte. Das war noch was anderes als die bemalten Puppengesichter der Französinen. — Alle Männer lagen ihr zu Füßen. Dabei wußte keiner so recht, woher sie kam, und keiner konnte sich rühmen, von ihr der geringsten Auszeichnung gewürdigt zu sein. Nur ihm war es vorgekommen, als wenn ihre Augen zeitweilig mit besonderem Interesse in seinem Gesicht geforscht hätten. Niemals war er so verliebt gewesen.

Beim letzten Teeabend der Delegation war er endlich seinem Ziele einen Schritt näher gekommen. Maruscha Ossiff hatte gebildet, daß er ihre Finger länger als üblich in der Hand hielt. Und beim Abschied — sie pflegte frühzeitig aufzubrechen — sagte sie ihm auf seine Bitte eine Plauderstunde zu. Heute erhielt er ein schlichtes Kärtchen mit den versöhnungsvollen Worten: „Heute abend 8 Uhr, Beauvais, Rue de Clermont 18. M. O.“ Heute würde er die schöne Ossiff wiedersehen. Ganz allein. Und heute würde...

Kollontow wunderte sich über das düstige Aussehen des Hauses, zu dem der gemietete Kraftwagen ihn gebracht hatte, über die beinahe ärmliche Ausstattung der kleinen Räume, durch die der schweigsame Diener ihn führte, und erstaunte umso mehr, als dieser ihn in ein mit raffiniertem Luxus eingerichtetes Damenzimmer treten ließ. Ein schweres Parfüm schlug ihm entgegen. Maruscha Ossiff, schön und stolz wie eine Fürstin, wies ihm mit gewinnendem Lächeln einen weichen Polsterstuhl. Mit anmutigen Bewegungen bereitete sie auf dem silbernen Samowar den Tee, schob ihm Konfett und Zigaretten hin. Wie fiebernd glitten seine Blicke über ihre schlante Gestalt und blieben auf ihren schmalen Händen ruhen, als sie geschickt die Zirkose mischte. Kollontow hob das kostbare, geschliffene Glas und neigte sich seiner Gastgeberin zu. Kein Laut der Außenwelt drang in diese Stille, die seine Nerven aufreizte. „Auf Ihr Wohl, Schönste der Frauen!“ — „Und auf das unserer Mutter Rußland“, erwiderte Maruscha und sah ihm tief in die Augen. Gastig stürzte er den Likör hinunter. Das war nicht die kühle Ossiff, wie sie sich in der Gesellschaft gab. Vor ihm in den Polstern lehnte eine Frau, in deren Augen ein dämonisches Feuer loderte. Er preßte seine Lippen auf ihre weiße Hand, flüsterte leidenschaftliche Worte. Dann legte er den Arm um ihre Schultern und wollte sie an sich ziehen. Da sprang sie auf: „Nein, Gregorewitsch. Jetzt nicht. Nicht hier. Kommen Sie!“

Kollontow stürzte noch einen goldfarbigen, opalisierenden Likör hinunter und erhob sich, um seiner schönen Gastgeberin zu folgen. Er schwankte leicht und mußte sich einen Augenblick auf den Sessel stützen. Sonderbar! Von den paar Schnäpzen? Er war doch etwas gewohnt. Dann schritt er seiner Gastgeberin nach in den anstößenden Raum. Eine blutrote Ampel gab nur

soviel Licht, daß er die Umrisse einiger Möbelstücke erblicken konnte. Plötzlich flammte ein grelles Licht auf. Ein schwarzer Sammetvorhang rutschte zur Seite. Kollontow taumelte zurück. Seine weit aufgerissenen Augen fixierten auf einen fargähnlichen Schrank, hinter dessen Glascheibe die Gestalt eines russischen Offiziers in der Uniform eines zaristischen Generals sichtbar war. Eine furchtbare Schußwunde entstellte die bleiche Stirn des baltischen Leichnams.

„Allestrandowski“, stöhnte Gregorewitsch. Seine blutleeren Lippen bebten. Kaltes Grauen würgte ihn.

„Ja, General Allestrandowski, mein Vater“, sagte Maruscha, „und ich bin seine Tochter Feodora. Zwölf Jahre war ich, als Du mit Deinen Nordgesellen meinen Vater morden ließest und meine Mutter vor meinen Augen mißhandelt.“

Ihre Stimme klang kalt wie schneidender Stahl.

„Du, Sergeant Gregor Wassil, bist der Mörder meines Vaters und meiner Mutter. Als sie fünf Jahre später starb, da schwur ich, meine Eltern zu rächen. Und ich habe mich gerächt. Du bist heute der Vierte, und die anderen werden folgen. So lange begleitet mich mein toter Vater, bis Rußlands heiliger Boden frei ist. Dann wird er dort seine Ruhe finden.“

Gregor Wassil wollte sich auf sie stürzen, aber seine Glieder wurden schwer. Ein brennender Schmerz durchkramte seinen Leib. Drohend sah er die Mündung einer Pistole auf sich gerichtet.

„Schieß nicht!“ schrie er in Todesangst.

„Nein, ich schieße nicht“, sagte Feodora mit eisiger Ruhe, „es wäre zwecklos. Aber alle Deine Schritte war ich unterrichtet. Bis Dich heute meine Rache erreichte. Mit dem letzten Glas vorhin hast Du selbst das Todesurteil an Dir vollzogen.“

Einen Augenblick stand sie noch hoch aufgerichtet, dann schritt sie an ihm vorbei aus dem Zimmer.

Ein gurgelndes Stöhnen rang sich aus dem verzerrten Munde Gregor Wassils, dann schlug er hart vor der Leiche seines Opfers zu Boden. — — —

Dierzehn Tage später stand das einsame Haus wieder verlassen.

## Auf Onkel Sams Perlenbänken.

Weit draußen im Stillen Ozean, etwa 2400 Kilometer nordwestlich von Honolulu, liegen die Perlen- und Hermes-Riffs, die zukunftsreichsten Perlenbänke Onkel Sams. Ihnen galt eine lobende Heimgekehrte, von dem Büro der Vereinigten Staaten für Fischerei unter Leitung von Dr. Paul Galtshoff ausgeführte Expedition, über deren Tätigkeit Lucy Salamanca im Baltimore Sun Magazine Interessantes berichtet. Diese Austerbänke zeichnen sich durch ihre Perlenauscheidungen von hervorragender Qualität und einer den gewöhnlichen Prozensatz weit übertreffenden Menge aus. Während man im allgemeinen auf je 1000 Auster eine Perle rechnet, so enthalten ungefähr 10 Prozent aller Muscheln auf diesen Riffen die wertvollen Kügelchen. Den Reichtum dieser Bänke hat man erst im Jahre 1929 erkannt, obwohl ihre Entdeckung bereits mehr als ein Jahrhundert zurückliegt, als im Jahre 1822 zwei englische Schiffe hier auf den Korallenriffen strandeten. Nach diesen beiden Schiffen tragen sie ihren Namen. Im Jahre 1854 nahmen die Vereinigten Staaten von ihnen Besitz. Die Koralleninsel, die von der Expedition erforscht wurde, ist 29 Kilometer lang und 19 Kilometer breit und eine große Anzahl von Inseln, manche kaum mehr als eine Sandbank, breiten sich zu beiden Seiten aus. Die Tiefe des Wassers wechselt von wenigen Zentimetern bis zu 32 Metern. In einer Tiefe von 15 Metern und mehr aber macht ein dichter Korallenwald die Gewässer für Auster ungeeignet. Die Ursache der Entsendung der Expedition war die im letzten Sommer erfolgte Überfischung der Bänke, ohne daß für die zukünftige Vermehrung der Muscheln Sorge getragen worden wäre. Dr. Galtshoff, zu dessen Unterstützung der amerikanische Minenleger „Whippoorwill“ entsandt worden war, stellte fest, daß nicht weniger als etwa 106 000 Auster oder 100 Tonnen dieser Muscheln seit 1929 von den Riffs ohne jede Fürsorge für die Zukunft entfernt worden waren. Es wurden darum die Austerbänke für alle Fischer gesperrt und jede Tätigkeit hier verboten, bevor sich die Bänke nicht wieder von diesem Raubbau erholt hätten. Auch wurden einige hundert Auster diesen Riffen entnommen, die nach der Kaneohe Bai bei der Kokosinsel verpflanzt werden sollen, wo sich für sie günstige Lebensbedingungen finden. Ferner soll die Fischerei auf den Perlen- und Hermes-Riffen, wenn sie ihren früheren blühenden Ertragsreichtum wieder erreicht haben, nur unter staatlicher Aufsicht gestattet sein, um einer ähnlichen Verwüstung in Zukunft vorzubeugen. Die Expedition führte gründliche kartographische Aufnahmen der Riffe durch, deren genaue geographische Länge und Breite bestimmt wurde. Zu diesem Zweck wurden an verschiedenen Punkten Signaltürme von 12 Meter Höhe errichtet. Ebenso wurden wichtige biologische Beobachtungen angestellt, zu

welchem Zwecke Wasserproben entnommen wurden. Zur Prüfung der Perlenbänke waren drei Taucher tätig, die regelmäßig in Schichten von  $\frac{1}{2}$  bis zu  $1\frac{1}{2}$  Stunden arbeiteten, aber trotz allen Eifers bei der großen Ungleichmäßigkeit, mit der die Bänke verteilt waren, zu keinem endgültigen Resultat über den gegenwärtigen Austerreichtum gelangen konnten. Die verhältnismäßige Dichte des Vorkommens wurde aus der Durchschnittszahl der in einer bestimmten Periode gefundenen Auster erschlossen.

An 75 Stellen, die über das ganze Gebiet verstreut waren, nahm man Untersuchungen vor. So konnte festgestellt werden, daß die Perlenmuscheln in einer Tiefe von 3 Metern bis zu 17 Metern und stets an lebende Korallen angeheftet leben; die ausgewachsene Auster hat ein Durchschnittsgewicht von 2 Pfunden, während das Höchstgewicht bis zu 7 Pfund beträgt, wenngleich Auster von mehr als 3 Pfund selten sind. Der Prozentsatz der perlentragenden Muscheln war ungewöhnlich hoch. Von 150, die Dr. Galtshoff nach Washington mitbrachte, enthielten 50 Perlen von seltenem Glanz und besonderer Größe. Die Risse wiesen alle Zeichen einer ungeheuren Verwüstung auf. Auf dem besten Riff konnten die drei Taucher in einstündiger Arbeit nur 21 Auster finden, auf manchen andern nur drei oder vier in der gleichen Zeit. Einjährige Auster fehlten fast gänzlich; dadurch wurde bewiesen, daß im Vorjahr die Fische die Brut vernichtet oder das Laichen verhindert haben. Da die kleinen Auster die Gewohnheit haben, sich an größere anzuhängen, so glaubt Dr. Galtshoff, daß ihr Fehlen auf Rechnung der Habgier der Fische zu setzen ist. Die Perlenmuster des Perlen- und Hermes-Riffs laichen im Juli und August, und dazu sind zwei Faktoren von besonderer Wichtigkeit: die hohe Temperatur des Wassers und das Vorhandensein einer genügenden Anzahl von ausgewachsenen Auster. Wenn diese durch Überfischung allzu tief runten ist, dann ist die Fortpflanzung und das Ertragnis der Bänke gefährdet.

## Rache am Äquator.

Von R. J. Kuipers.

Das Geräusch eines Ochsentarrens zeigte Sanders die Richtung, in welcher er aus dem Dshati-Busch gelangen konnte. Etwas später stand er auf dem Wege; unten lag das Meer im Dunslicht der späten Mondnacht.

Wenn der Mond so groß ist wie ein Omelett aus zehn Eiern, dachte er, „muß es nach vier Uhr sein.“

Seine Taschenuhr zeigte drei Minuten vor halb fünf.

Sanders lief hinter dem Bambustarren her und begann laut zu rufen. Alle Karrenführer lassen ihre Ochsen den Gang des Dshen gehen, und schlafen tief und gesund. Hier jedoch war eine Ausnahme. Blühschnell sprang der Eingeborene seitwärts zum Vorschein. Er riß die Pelita aus dem schwarzgeräucherten Bisluitblechasten, der als Wagenlaterne diente, und hielt das Licht empor.

„Och, Adoro? Sind Sie es?“ Klang es im singenden Tonfall des Madurenschen.

Der Mann leuchtete vor Erregung. Das Messer, welches er in der Hand hielt, schob er verstohlen in die Scheide zurück. Dann zog er sein Baadje (Obergewand) aus und hing es an den Karren.

„Tag, Ten!“ grüßte Sanders. Er streckte sich der Länge nach auf der Blättersticht aus, die den Karrenboden bedeckte, und legte das Gewehr neben sich.

„Du bist verteuelt früh unterwegs!“ sagte er gähnend.

„In der Schnittzeit des Zuders gehe ich Mitternacht aus dem Hause fort, Adoro.“

Paß Ten war ein waschechtes Kind Maduras, der schönen, Java vorgelagerten Insel. Ein rassischer Madurese; sparsam, freimütig und ausbrausend, den Kuperring im linken Ohrläppchen, und den Piso belati — wörtlich: Dolch, um das Herz zu halten — ganz lose in der Scheide. Vor einigen Jahren begann er als Pferdejunge bei Sanders, wurde zum Hausdiener befördert, wählte sich mit dieser Auszeichnung im siebenten Himmel und bewies seine Dankbarkeit mit einer Tat: er verprügelte den neuen Pferdejungen, als dieser nicht mit einem Pistol klein pro Monat auskam.

Später hatte Ten Anteil an seines Vaters Erbschaft, kaufte einen Karren und zwei Ochsen und erbat von seinem Brotergeber die Erlaubnis zum Heiraten.

Sie ist, sprach er entzückt, schlank wie der Pinangbaum auf dem Anwesen des Regenten, und ihr Gang ist anmutig wie die Bewegung der Lotos, die auf dem Wasser schwankt, über welches leise der Wind weht. Ihr Haar duftet nach der Tschempalablume, und dieser Duft verfolgt mich tagsüber bei der Arbeit und des Nachts in meinen Träumen.

„Ja, Ten!“ senkte Sanders, der einen ehrlichen Diener

verlor, „solch ein Parfüm wirkt wie Chloroform, und dein Bulett ist eins der herrlichen Dinge, die sich manchmal eignen. Aber hüte dich! Die Einbildung spielt ihr Spiel niemals sicherer, als wenn man im Herzen jung ist und verliebt wie du. Dann gleitet deine Einbildungskraft dahin, und die Praxis des Daseins vernebelt, so wie deine Augen sich verdunkeln, wenn sie in die Sonne starren.“

„Inggih! Ja!“ stimmte Ten zu, und ging fort, um zu heiraten. Das war vor drei Monaten. Noch gestern abend hatte Sanders Ten beglückwünscht zum Besitz einer so schönen und sittamen Blume, wie die kleine Maduresin zu sein schien. Ten hatte das Kompliment mit einem unergründlichen Gesicht entgegengenommen.

„Du bist ja so naß?“ fragte Sanders und richtete sich auf; das Liegen in einem Karren ohne Federung auf einem denkbar holperigen Wege war mehr, als er vertragen konnte.

Tens bloßer Rücken und Schultern glänzten im Mondschein. „Ich habe gebadet. Im Meer.“ Ten deutete seewärts. Sanders erinnerte sich, daß er ihn aus dem Gehölz hatte kommen sehen.

„Sage doch“, erkundigte er sich nach einer Pause, „warum hieltest du dein Messer griffbereit, als ich ankam?“

„Es konnte schlechtes Volk sein“, sagte der Madurese.

„Ach wo!“ gab Sanders erstaunt zurück. „Ten, geschmeidig und muskelfest wie ein Panther — Angst? Und ruft solches Volk wie eine Posaune, um sich bemerkbar zu machen? Du hörtest doch an der Stimme, daß es ein Weißer war, der dich anrief?“

Ten übergab die Fragen. Er blinnte angestrengt nach vorn und erzählte von seinen Geschäften und Ernten. Plötzlich drehte er sich um und fragte: „Ist Ihr Gewehr geladen, Adoro?“

Der andere nickte bejahend.

„Dort läuft ein Tshu Tshäleng!“ deutete Ten nach vorn. „Und ich dachte mir, Sie haben doch noch nichts geschossen!“

Rasch ergriff Sanders das Gewehr. Das dunkle Widschwein war auf dem staubigen, mondhellten Weg so deutlich zu sehen wie eine Fliege in der Milch. Gespannt sah Ten zu. Als der Schuß gefallen war, sprang er rasch vom Karren, zog sein Messer und begann die wenig angenehme Arbeit des Ausnehmens der Eingeweide.

„Sonst ist das Fleisch binnen einer Stunde verdorben“, erklärte er.

Schweigend beobachtete ihn Sanders. Ten hatte früher viel für seinen Herrn übrig gehabt; aber das Ausweiden von Schweinen war für einen gläubigen Mohammedaner denn doch noch etwas anderes.

Ten sah, mit Blut bespritzt, wieder hinter seinen Ochsen. Der Tag brach an.

„Montor Päl!“ rief Ten plötzlich aus.

In der Ferne surrte der Motor der Feldpolizei mit zwei Beamten heran. Ten hielt sein Gesicht an und sprang ab.

„Zum Rudud!“ schraf Sanders aus dem Halbschlaf auf. „Du Gell! Sie werden schon wissen, daß ich Jagderlaubnis habe. Fahr' weiter!“

Aber die „Päl“ war anderer Meinung. Der Motor verstummte, und der älteste der Männer kam auf Ten zu, wobei er einen erstaunten Blick auf Sanders warf.

„Bist du Paß Ten aus der Dessa Sukur?“ fragte er.

„Inggih!“ sagte Ten.

„Deine Frau ist ermordet!“

Scharf blickte der Polizist Ten an.

„Inggih! Ja!“ bestätigte Ten lakonisch.

„Im ja... Woher weißt du das?“

„Ihr sagt es doch selber, Adoro?“

Der Polizist knurrte eine Verwünschung und begann ein Gespräch mit Sanders. Man hatte ihm durch Fernsprecher mitgeteilt, daß Tens Frau und ein fremder Mann um vier Uhr ermordet aufgefunden seien durch die Dessa-Runde, den Dorfwachter, der wegen des Lärmes im Hause herbeigeeilt war. Von Ten keine Spur.

Wenn aber so etwas in einem Maduresenhaus vorfällt, schloß der Polizist, „erhält unweigerlich das Messer des Ehe-manns das Wort.“

Sanders sah sich um. Sich an Ten wendend, sagte er: „Du hast dein Baadje vergessen, Ten! Das hastest du nicht an, als du das Schwein ausweidetest, und dennoch sieht es voller Blut...“

Zum erstenmal schlug Ten die Augen nieder. Als er wieder aufblickte, fragte er den Polizisten: „Sind sie tot, alle beide?“

„Manjetot!“ antwortete jener.

„Ich habe es getan!“ bekannte Ten mit einem heimlichen Triumph in der Stimme, und willig streckte er seine Hände nach den Eisen aus, die der andere bereit hielt.

(Übertragung aus dem Niederländischen von Harro Essingh.)